

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 7 (1927-1928)
Heft: 3

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

hinter den Nebeln in die Ferne zu entschwinden, und während ich noch ungewiß blieb, ob wirklich ihr letzter Strahl versunken war, waren schon düstige Lüfte, Wolken und Himmel ihren Schein farbentrunknen noch einmal herab...

Vereint schauten wir über das Wasser hin in den gewaltigen Abendbrandhinein, der Glanz und Glut zugleich war, und lauschten auf den immer noch ungewissen Ton. Er schien aus der mittleren Horizontmulde zu kommen, die jetzt vom glühendsten Goldrot erfüllt war, und klang bald wie das Lachen eines Hirten, bald wie ein feierliches Rufen. Endlich verstummte er. Aber als wir uns ganz den Augen überlassen und dem wechselnden Farbenspiel des Himmels folgen wollten, hob er voller, singender, wiederum an, und wir lauschten von neuem."

Mit diesen Worten schließt zugleich der Roman.

○.

Bücher-Rundschau

Memoiren.

Wohl keine Gestalt der Weltgeschichte hat seit mehr als hundert Jahren die Federn historischer und anderer Schriftsteller, Gelehrter, Dichter und Dilettanten häufiger in Bewegung gesetzt als diejenige Napoleons, und unzählig ist daher heute die Menge der teils ablehnenden, teils bewundernden, seltener kritisch und unvoreingenommen würdigenden Werke aller Art, die sich mit der Person des großen Korsen befassen. Diese reiche Literatur ist nun soeben um einen weiteren Band von 300 Seiten bereichert worden; er bietet uns unter dem verheißungsvollen Titel „Neun Jahre Napoleons Sekretär“ die Erinnerungen des Barons Fain, der diese Stellung von 1806 bis 1815 bekleidet durfte, also zweifellos gerade in den für die Weltgeschichte folgen schwersten und daher am allermeisten interessierenden und fesselnden Lebensjahren des Franzosenkaisers. Dieses von E. Klärwill (Wien) herausgegebene und übersetzte und bei Trowitzsch & Sohn (Berlin) verlegte Buch Fains ist nicht sein erstes, das auf dem deutschen Büchermarkt erscheint: in dem nach der Schlacht bei Waterloo in die Hände der Preußen gefallenen Reisewagen Napoleons fand sich nämlich ein vom selben Autor herrührendes Manuskript, das seine wertvollen Aufzeichnungen über die Ereignisse des Jahres 1814 — d. h. die letzten Phasen des Feldzuges in Frankreich und die erste Abdankung — enthielt und in der Folge ins Deutsche übertragen und veröffentlicht wurde; es verschwand dann aber leider bald wieder aus dem Buchhandel und gehört heute zu den größten bibliographischen Seltenheiten.

Der Baron Fain — als bebrillter Herr in Zivil übrigens auf dem bekannten Gemälde „Les Adieux de Fontainebleau“ von Horace Vernet verewigt — ist weder berufsmäßiger Geschichtsschreiber noch tiefgründiger Forscher, am allerwenigsten ein blendender oder gar geistvoller Stilist; daß seine vorliegenden Denkwürdigkeiten dennoch von der ersten bis zur letzten Seite zu fesseln vermögen, ist zweifellos lediglich dem behandelten Stoffe zu verdanken, der uns in der denkbar ausführlichsten Schilderung ein neun Jahre lang täglich und aus allernächster Nähe beobachtetes Bild vermittelt von des großen Kaisers Lebensgewohnheiten: im Schlafzimmer und Arbeitskabinett, bei der Levée und beim Frühstück, im Minister- und Staatsrat, Salon und Theater, bei Soireen und andern Hoffestlichkeiten, auf Spaziergängen, Jagden, in seinen Lustschlössern, auf Reisen und Feldzügen u. s. w.; diese sozusagen höchstpersönliche und intime, bis ins kleinste detaillierte Zeichnung wird vorteilhaft ergänzt durch allgemeine Angaben über Aufbau und Technik der kaiserlichen Umgebung und Haushaltung und des Hofs überhaupt, im weitern der Regierung, sowie der gesamten zivilen und militärischen Verwaltung — und aufs neue erscheint

Napoleon gleich groß und bewundernswert als Herrscher, Staatsmann, Feldherr, Kaufmann, Organisator und — Mensch. Für den Geschichtsfreund und Historiker nicht unpraktisch dürften die das lebenswerte Buch abschließenden regelmäßigen Aufzeichnungen fäins sein, die kalendermäßig die täglichen Aufenthaltsorte des Kaisers vom Beginn des Jahres 1806 bis zur Einschiffung nach St. Helena für die Nachwelt übersichtlich und gewiß zuverlässig festgehalten haben. Alles in allem ja viel Außerlichkeiten, gewiß — aber dennoch nicht belanglos, weil eben die Hauptfigur Napoleon heißt!

In eine ganz andere Welt führt uns ein zweites Memoirenwerk, das ungefähr zu gleicher Zeit herausgekommen ist und **Kaiser Wilhelm II.** zum Verfasser hat. „Aus meinem Leben“ betitelt der hohe Autor sein neues Buch, das er seinen „Kindern und Enkeln und der deutschen Jugend“ gewidmet hat und das die Jahre 1859—1888, also die ganze Jugend- und Jünglingszeit, sowie die ersten Mannesjahre bis zur Thronbesteigung behandelt; es ist, über 400 Seiten stark und mit 36 interessanten Kunstdruckbildern geschmückt (worunter zwei bisher unbekannte Skizzen von der Meisterhand Menzels besonders wertvoll sind), im bekannten Verlag von K. F. Koehler (Berlin und Leipzig) erschienen.

Man hat diesen Erinnerungen da und dort, vorab in der deutschen Linkspresse und den ihr urteilslos nachbetenden schweizerischen Zeitungen aller Parteirichtungen, teils höhnisch, teils verächtlich, in jedem Falle aber höchst erhalten den Vorwurf gemacht, daß sie sich lediglich in faden Außerlichkeiten ergingen und einer ernsthaften Kritik durchaus nicht würdig seien. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß die Schilderungen von Manöveranekdoten, Jagdabenteuern, Hoffestlichkeiten u. s. w. gelegentlich einen etwas breiten Raum einnehmen; sie machen aber keineswegs den Hauptinhalt des Buches aus, das im übrigen eine sehr anschaulich und gutgeschriebene Darstellung von dem harten Werdegang eines preußischen Thronfolgers vermittelt, vor allem aber einen tiefen Blick in die überaus reiche Psyche des Verfassers selbst gewinnen läßt, dessen bald heiterer und herzlicher, bald wohlwollend ironischer oder leise wehmütiger, stets von der weisen Abgeklärtheit des Greisenalters erfüllter Ton auch viele derjenigen Leser angenehm berühren und überraschen muß, die Wilhelm II. bisher nur aus feindlichen und einseitigen Schilderungen und von einer ganz andern Seite „kannten“; zum mindesten wird er uns hier als Mensch so nahe gebracht wie in keiner andern Publikation, und dieser Umstand ist es in erster Linie, der das neueste Kaiserbuch wertvoll macht; es wird von keinem künftigen Biographen, der es mit seiner Aufgabe ehrlich meint, ignoriert werden können und seine Bedeutung als wichtige Quelle über den letzten Hohenzollernkaiser selbst dann noch besitzen, wenn andere „Geschichtswerke“ — wie z. B. dasjenige von „Emil Ludwig“, das lediglich auf die Bedürfnisse der Tagespolemik und eines kritiklosen, sensationshungrigen Publikums berechnet ist — längst vergessen sein werden.

Größtem Interesse begegnen dürften auch die bei Reimar Hobbing in Berlin vor einiger Zeit erschienenen „Erinnerungen“ des einstigen Dumavorsitzenden **Michael Wladimirowitsch Rodzjantso**, des vielleicht bedeutendsten Staatsmannes, den das neuere, vorhabschwistische Russland besessen hat. Seine 200 Seiten füllenden, oft romanhaft spannend geschriebenen Aufzeichnungen enthüllen ein fesselndes, manchmal geradezu erschütterndes Bild von den Verhältnissen, wie sie im Zarenreiche im letzten Jahrzehnt seines Bestehens geherrscht und schließlich zum furchtbarsten Chaos geführt haben. Besonders lebendig ist dem Verfasser die Schilderung der Kriegsjahre gelungen, in denen er endlich — viel zu spät, um noch wirkungsvoll eingreifen zu können — zu demjenigen Ansehen und Einflusse gelangte, wie es einsichtige Landsleute schon viele Jahre früher gewünscht haben mochten. Und vielleicht hätte tatsächlich die Geschichte Russlands einen andern Verlauf nehmen können, wenn diesem seltenen Manne von glühendem Patriotismus und erstaunlich weitem politischem Blick ein bedeutungsvollerer Staatsposten, als es das Kammerpräsidium in dem zum vornherein unfruchtbaren russischen Parlamentarismus sein konnte, zur

vollsten Entfaltung seines Könnens rechtzeitig zur Verfügung gestanden hätte. Andere, die es mit Russland weniger gut meinten, übten aber tatsächlich die Regierung im Reiche des schwächlichsten aller Zaren aus; diese Kreise, unter denen an erster Stelle der berüchtigte Rasputin samt seinem Anhang figuriert, galt denn auch der rücksichtslose, wenn auch leider vergebliche Kampf des panslawistischen Patrioten Rodzjanko, der stets nur Russen und folgerichtig während des Krieges ein unerbittlicher Gegner aller Feinde des Vaterlandes gewesen ist, sowohl der innern wie der äußern. In seinem Deutschenhaß geht er allerdings gelegentlich zu weit, woraus ihm aber bei objektiver Beurteilung nicht der geringste Vorwurf gemacht werden darf.

In die allerneueste Zeit schließlich führt uns ein vierter Buch, das wir als die „Memoiren eines Journalisten“ bezeichnen könnten: „So sieht die Weltgeschichte aus...“ lautet der wenig achtungsvolle Titel der Aufzeichnungen von Wolf Brandt, der als Berichterstatter des „Berliner Lokal-Anzeigers“ das weltgeschichtliche Geschehen der letzten Friedensjahre, des Krieges und vor allem der Nachkriegszeit zum Teil aus nächster Nähe mitbeobachten und miterleben konnte. Die ungemein fesselnden Schilderungen dieses geborenen Zeitungsmannes — in der Hanseatischen Verlagsanstalt (Hamburg und Berlin) herausgekommen — widmen den überragenden Hauptteil des mehr als 200 Seiten starken Buches der Weltgeschichte seit „Versailles“.

In unendlicher Reihe ziehen sie da an uns vorüber, alle die „Staatsmänner“, die damals und seither das arme Europa zu neuem Glück emporzuführen vorgaben, von der irregeführten, urteilslosen Menge verhimmelt, von wenigen nur damals schon als erbärmliche Dilettanten oder gewissenlose Heuchler erkannt. Ganz besonders nimmt der Deutsche Brandt seine eigenen Landsleute aufs Korn, Deutschlands jüngste Staatsmänner mit ihrer „fast r u ch l o s n a i v e n“ Stimmung dem Feinde gegenüber, die sich gerne als würdige Nachfolger Bismarcks wöhnten, aber über ihren „Idealen“, oder oft auch nur über ihren allermenschlichsten, allerpersönlichsten Bedürfnissen und Eitelkeiten das eigene Vaterland vergaßen.

* * *

Throne, die ich stürzen sah,“ von Prinzessin Louise von Coburg, geb. Prinzessin von Belgien, im Amalthea-Verlag Zürich-Leipzig-Wien, 317 Seiten. — Die älteste Tochter des Belgierkönigs Leopold II. ist durch die Leidenschaftlichkeit ihres Schicksals vom Thron weg in ein dürfstiges Alter gehezt worden. Im Scheine ihres späten Abendrots, in das sich der Widerschein verglimmender Throne mischt, seufzt sie nochmals auf. Ihr Seufzer schrekt die Schatten von Kaisern, Königen und Prinzen aus vergessenen Gräbern und — aus lebendiger Vergessenheit. Sie alle ziehen in ihrem intimen Hauskleide am Horizonte vorbei: die gütige Belgierkönigin Marie Henriette, der vielverleumdeten königlichen Großaufmann Leopold II., der kaltrechnende und daher sich verrechnende Kaiser Franz Josef, die tragisch sanfte Kaiserin Elisabeth von Österreich, der in seiner eigenen Leidenschaft auf Maherling versinkende Kronprinz Rudolf von Österreich, der schlaue Bulgarenzar Ferdinand, der in luftleere Höhen gewachsene Kaiser Wilhelm II., die verschwenderischen und die volkstümelnden Könige und Regenten Bayerns, die kluge Königin Victoria von England...

Wesentlicher als diese Ahngalerie der vorkrieglichen Geschichte, und interessanter als die politischen Hintergrundskizzen auf diesen intimen Portraits ist an dem reizvoll geschriebenen und vom Verlag mit gewohnter Sorgfalt ausgestatteten Buch das Bestreben der königlichen Verfasserin, die Psychologie der regierenden Fürsten zu schreiben. Am interessantesten ist an diesem Versuche aber, wie die Frau Prinzessin Louise die blendende Verblendung und die strahlenden Eitelkeiten der Anderen mit dem ganzen Eifer des ihr angetanen und des von ihr zugefügten Unrechtes einschwärzt, um diese unfürstlich fürstlichen Untugenden aus ihrem eigenen Wesen desto greller aufzulitzen zu lassen. Sie stellt sich in den Mittelpunkt der zeitgenössischen Menschheit Alteuropas und dingt sich sogar das Weltschicksal als Leibdiener und willfährigen Rächer ihrer Ehre.

Diese von ihrer eigenen Wertschätzung beseelte und durch die Ereignisse als entseelt abgeschätzte Psychologie fürstlicher Führerschaft an der Frau Prinzessin und an den sie umkreisenden kaiserlich-königlichen Planeten zu studieren, ist für Alle, die sich um die Beziehungen zwischen Charakter und Schicksal bemühen, äußerst ausschlußreich. Dem Heer der Generäle demokratischer Politik aber muß dieses Brevier versührter Führerschaft ein willkommenes Bademecum sein, weil es lehrt, daß weder der Hermelin, noch der Bratenrock des Volkstribuns den wirklichen Führer machen, sondern daß wahrhaftige Führerschaft erst dort anfängt, wo die Selbstbescheidung aus innerer Größe und innerer Sicherheit sich zum bescheidenen verborgenen Selbstbewußtsein des Volkes findet.

Hans Räschle.

Die schweizerische Neutralität bei Ausbruch des Weltkrieges.

Albert Heider: *Die Kampagne im Sundgau 1914 im Lichte der französischen Armeeakten*; I. Ein Handstreich auf Basel nach Joffres Kriegsplan; Freiburg i. Br. 1927. J. Bielefelds Verlag.

Diese Studie des bekannten Journalisten Albert Heider, der seinerzeit in unserer Armee die Grenzbefestigung als Mitrailleuroffizier mitgemacht hat, ist zunächst als periodische Zeitschrift unter dem Namen „Céinturon“ in Basel erschienen. Auf Grund der französischen Kriegsakten sucht der Verfasser den Beweis zu erbringen, daß der französische Kriegsplan — der aber sicher nicht allein von Joffre stammt, sondern aus den Beratungen des obersten Kriegsrates hervorgegangen ist — mit einer Division französischer Truppen auf Schweizer Gebiet, speziell Basel, rechnete. Im weiteren wird der Nachweis erbracht, daß vor dem Kriege ein ausgedehntes französisches Spionagesystem in der Schweiz bestand, das, nach den vorliegenden Alten zu schließen, den Franzosen gutes und zuverlässiges Nachrichtenmaterial geliefert hat, auf Grund dessen sie jederzeit in der Lage waren, die jeweilige militärische Situation in der Schweiz zu erfassen. Sicher geht aus den Heiderischen Ausführungen hervor, daß auf französischer Seite die Absicht zur Neutralitätsverletzung der Schweiz genau in gleicher Weise vorlag, wie bei den Deutschen hinsichtlich Belgiens, und daß sie daran nicht etwa unsere schönen Augen, sondern die militärische Lage und das Vorgehen der Deutschen in Belgien hinderten. Man kann ihnen daraus natürlich vom militärischen Standpunkt aus keinen Vorwurf machen. Aber es ist ganz wertvoll, wenn die Heider'schen Ausführungen diese bisher wenig bekannte Tatsache etwas unterstreichen. Den militärischen Ausführungen Heiders, speziell was den Schlieffen'schen Plan anbetrifft, wird man sich nicht in allen Teilen anschließen können. Über seine juristischen völkerrechtlichen Ausführungen steht uns kein Urteil zu. Die Broschüre ist aber frisch und klar geschrieben und eröffnet für die beiden weiteren Hefte interessante Perspektiven.

Eugen Bircher.

F. B.

Wer kennt den Sinn der beiden Buchstaben noch? Ein Kind, dem der Großvater liebe alte Helgenbüchlein zum Durchblättern gibt, könnte den F. und den B. erraten. Aber es kümmert sich gottlob nicht um den Autor, es gibt sich ohne philologische Hintergedanken freudig den heitern und ernsten Sprüchlein und Bildchen hin. Auch in den gebräuchlichen Kunstgeschichten wird man über diese Initialen wenig genug zu lesen bekommen. Der Graf Franz Bocci — um ihn handelt es sich — ist den Zünftigen ein Greuel, er, der Cameralia studiert hat und nachher als königlich bairischer Zeremonienmeister, Obermusiktheaterintendant und Oberstkämmerer sich unterfing, nicht nur zu

schriftstellern (fast möchte man es dichten nennen), sondern auch zu zeichnen, zu malen und gar zu komponieren.

Um bekanntesten ist vielleicht sein *Staatshämorrhoidarius* geblieben. Schon des schönen Titels wegen, dann aber auch ob seiner fastigen Hiebe gegen die Bureaucratie. Die Einleitung zu diesem Bilderbuch mag hier folgen. Sie gibt nicht nur ein klares Bild von Poccis eigentümlichem Stil, von dem versöhnlichen Spott, der seine Schriften durchzieht, sie gibt zugleich einen Begriff von der Herzenswärme, die alles ausströmt, was Pocci geschrieben und gezeichnet hat. Zudem wird der Leser von heute vielleicht finden, daß die Schäden, denen Pocci auf den Leib rückt, selbst in Helvetien noch zu finden sind, sodaß den paar Zeilen eine merkwürdige Aktualität innewohnt:

„Der geistreiche, scharfsinnige Beobachter socialer Zustände — Professor Riehl — spricht in seinen schönen Büchern von einer „geschlossenen Phalanz der Bureaucratie“. Daß derselbe ob solch erschrecklicher Äußerung noch frei umhergeht — gehört zu den Wundern der neuen Welt. Wir treten daher fühl — ja gewissermaßen unter polizeilichem Schutze — in diese Phalanz, um eine Persönlichkeit herauszuholen und dem werthen Publikum in der Gestalt des „Staatshämorrhoidarius“ vorzustellen. Er ist der Gemüthlichste aus der großen Corporation, welche das ganze deutsche heilige Reich, als eine unermüdliche Spinne, mit ihrem dichten Netz, ihre Fäden immer dicker und dichter webend, übersponnen hat und unter dem ehrenden Namen „Staatsdienner“ oder „Beamter“ den festhaltenden Knoten in sich concentrirt, dessen gewaltsame Löfung einer Revolution nicht unähnlich werden dürfte. Unser Freund aber repräsentiert nicht das starre, gewissermaßen „papierne“ Element, wir können ihm unerachtet seiner stets marternden Bedanterie nicht nur nicht gram sein, sondern müssen ihm vielmehr unsere Zuneigung schenken, da wir ihm auf allen Staats- und Vicinalstraßen als einem höchst erheiternden Elemente begegnen. Inwiefern sich der Staatsdienner zum Staatshämorrhoidarius qualifiziert, dieß theoretisch zu entwickeln, wäre allerdings mehr Sache der Arzneifunde, da der Dienst zum Begriffe des Staatslebens, die Hämorrhoiden aber dem speciellen Fache der Medizin als Wissenschaft angehören. Der Verlauf der folgenden Darstellungen gibt jedoch möglichst den Versuch eines praktischen Bildes. Sollte aber geglaubt werden, unser Staatshämorrhoidarius sei eine aus dem Leben gegriffene spezielle Persönlichkeit — ein Portrait —, so müssen wir uns feierlichst dagegen verwahren; wir hielten uns lediglich an das „Ideal“. Für Subsumtionen oder Abstractionen pro concreto können wir nicht verantwortlich sein.“ —

Doch es soll ja hier nicht der Schöpfer des „Staatshämorrhoidarius“ gewürdigt werden, nicht der Musiker, nicht der Erneuerer des Kasperltheaters, nicht der Zeichner wundersamer Bignetten, der Ethiker, der im Bauernalphabett seinen Landsleuten den Spiegel vorhält. Der Mensch Pocci soll vor allem zu seinem Recht kommen, wie er sich in dem kürzlich erschienenen Band „Franz Pocci als Simplizissimus der Romantik“ in den verschiedensten Formen und Farben spiegelt. Wer Poccis Schriften und Bilder kennt, ist immer wieder erstaunt über den wohligen Humor, der seiner Satire die giftige Spitze abbrikt. Aus den vorliegenden Blättern können wir nun die Quelle seines Humors kennen lernen. Pocci verstand wie kaum ein zweiter die Kunst, sich selber auf den Kopf zu steigen. Wer trotz seiner hohen Abstammung, trotz der Würde seiner Hofämter sich selber in allen seinen Schwächen zu erkennen fähig ist, der besitzt jenes Verständnis für die Fehler Anderer, das den wahren Humor in blühender Fülle aussprießen läßt.

Es war eine enge, geschlossene Gesellschaft, für die er die lustigen Blätter gezeichnet hat. Immerhin gehörten ihr Leute der verschiedensten Gesellschafts- und Bildungsschichten an, wie es eben am Hof der Wittelsbacher möglich war, wo der geistige Wert der Menschen höher geschätzt wurde als Ahnenreihen und Dekorationen. Und dieser Männer launige Schicksale, ihre Irrungen und Wirrungen schildert Pocci mit dem liebenswürdigen Humor, der ihm eigen ist. Diese Männer, die geistige Sympathieen in der Gesellschaft „Alt-England“

zusammenführte, haben fast alle im Leben draußen ihre große, wichtige Rolle gespielt. Adelige, Künstler, Gelehrte gehörten ihr an, so Dr. Ludwig Koch, Professor v. Kobell, Professor Gaertner, Gumpenberg, Karl Theodor von Bayern und vor allem Poccii selbst. Aber nicht ihre Heldenataten als Beamte, Künstler und Wissenschaftler schildert Poccis Griffel, sondern ihre kleinen Freuden und Leiden, ihre intime menschliche Seite und gibt so ein Bild nicht nur dieses Kreises, sondern der Zeit selbst, in der sie lebten. Und zwar ein Bild so voll geisterfüllter Gemütlichkeit, so voll sprudelndem Witz, daß Sehnsucht nach einer derart gestalteten „guten alten Zeit“ uns beim Durchblättern dieses Bilderbuches ergreift.

Aber neben dieser menschlich rührenden und wohltuenden Seite packt uns aufs stärkste auch der künstlerische Gehalt der Darstellungen. Kaum irgendwo in seinen Bilderbüchern ist Poccii so frei aus sich herausgegangen wie hier, vielleicht gerade weil diese Blätter nicht zur Veröffentlichung bestimmt waren. Was er da an urkomischen Gesichtern und Figuren gestaltet hat, grenzt ans unglaubliche. Und wie fest, wie plastisch stehen diese Männer da, wie sicher sind sie umrisSEN, wie lebendig bewegen sie sich! Selbst Busch hat selten künstlerisch so vollendete Zeichnungssfolgen zustande gebracht wie Poccii in der „*histoire de Monsieur Spinat*“ oder in der „*histoire de Monsieur le Maigre*“ (das ist Poccii selbst). Und unser Erstaunen wächst, wenn wir die farbigen Blätter sehen. Mit welcher Rühmtheit — man denkt an moderne Künstler — sind die Töne auf dem Bild „Poccii im Schleimfieber“ hingesezt. Mit wieviel Geist und Farbengeschmack sind Stiefmütterchen in überzeugende Karikaturen umgewandelt. — Doch es hat keinen Sinn, weiter auf den reichen Band einzugehen, denn eine solche Augenweide läßt sich nicht mit Worten wiedergeben. Nur so viel sei gesagt: Wer einen unerschöpflichen Schatz edelster Fröhlichkeit besitzen will, kaufe sich das Buch, das, ausgezeichnet ausgestattet und illustriert, mit einem knappen Vorwort von Franz Volter versehen, zu verhältnismäßig billigem Preis im Verlag Hugo Schmidt in München erschienen ist.

Max Frimiger.

Neue pädagogische Bücher.

Die Geschichte der letzten Jahrhunderte europäischer Geistigkeit ist eine Befreiungsgeschichte. Wenn wir das als Tatsache feststellen, so bewahrt das Wort „Befreiung“ hoffentlich für uns noch etwas von jenem Zauber, an dem sich ganze Zeitalter nicht nur berauscht, sondern auch gestärkt haben — auch wenn wir den Prozeß der Befreiung, der Zerstörung von Bindung, nur als positiven Ausdruck eines andern, der Zerstörung von Form und Haltung sehen, welcher so viel Wert hat, als bloße Bindung Übergewicht über Form und Haltung gewonnen hatte. Auch die Erziehung und Erziehungslehre stand seit Jahrhunderten unter dem Zeichen wachsender Befreiung. Die mystisch-pietistische Bewegung des 17. Jahrhunderts in Deutschland, Frankreich und England, welche trotz ihrer schroff asketischen Haltung den überschwenglichsten Glauben an die tiefste göttliche Selbttätigkeit im Menschen, den göttlichen Instinkt nährte, brachte diese Entwicklung in Fluß, welche sich dann bald in Rousseau weltgeschichtlich aufgipfelte, in dessen Zeichen seither alle nachherigen pädagogischen Freiheitslehren stehen.

Eine spezifisch deutsche und neuzeitliche Wendung gibt ihnen Max Stirner. Der „Verlag für freies Geistesleben“ in Basel erwarb sich das Verdienst, seinen Zeitungsaussatz „Das unwahre Prinzip unserer Erziehung“ (seit 1897 in den „Kleinen Schriften“ zugänglich, aber ziemlich unbeachtet geblieben), in welchem er in mächtigen Würfen auf wenigen Seiten die Grundlagen seiner pädagogischen Lehren legt, neu in die Öffentlichkeit eingeführt zu haben. Stirner erscheint hier — minder provokatorisch als in seinem ganz als Provokation gedachten „Einzigsten“, mehr im Wirklichen verharrend (er war selbst Lehrer) und darum fruchtbare — ganz als das fehlende Bindeglied, als der große Weitergeber

zwischen der Zeit der gewaltigen idealistischen Systeme, angesichts von deren jähem Absturz er am äußersten Rande steht, und dem Wiedererwachen des Geistes in Nietzsche, dessen Geistigkeit nach Ausmaßen, Unbedingtheit und Richtung zum Bejahen das Tor der Gegenwart mit allem, was sie an Großem, Echtem und Gläubigem besitzt, aufgerissen hat. Stirner schlägt, ebenso sehr jenseits wie diesseits jenes Abgrundes stehend, hier in wenigen Sätzen fast alle großen Themen der Jahrhundertwende an. Er zeichnet mit wuchtigen Strichen das Ideal der freien Persönlichkeit, das schon nahe bei Nietzsche steht. Ihr Schwerpunkt liegt im Willen, aber einem Willen, der durch das Wissen gegangen ist und es in sich aufgehoben hat. Und die Freiheit trägt die sittliche Gestalt in sich, welche nur noch von dem allschöpferischen Leben selbst überragt wird, das sie aus sich heraus stellt, um sich in ihr zu binden. Der Feind ist zu beiden Seiten: Die unorganische Freiheit, das „Dandytum“, und die unorganische Gebundenheit, der „Industrialismus“. Wie in ihrem unbedingten Programme auf Nietzsche voraus, so weist die Schrift in dieser dialektischen Anlage überall auf Hegel zurück: so die tiefere, nur äußerlich immer wieder zerrissene Stetigkeit des deutschen Geistes herstellend. (Ein umfangreiches Vorwort stellt entsprechend der Tendenz des Verlages Rudolf Steiner selbstverständlich auch hier als den großen Vorräder vor.)

Inzwischen ist ja gegen die bloße Freiheitsbegeisterung ein Rückschlag eingetreten. Die Zeit sucht Bindendes, um sich nicht zu verlieren, Gebundenheit, um damit Symbol und Form einzuhandeln. Nach der Analyse sucht man die Synthese, auch auf individuell seelischem Gebiete. So verfliegt der Rausch der Psychoanalyse allmählich. Der Glaube an das reine Hervorsprudeln des allmächtigen vollkommenen Lebens nach bloßer Zersetzung aller Hemmungen weicht einer bedenklicheren Einstellung; man sieht, daß darnach eine Psychoanalyse nötig ist. Unfähig, eigene zu erzeugen, schaut man sich nach den großen synthetischen Formen der Vergangenheit um. Die Verbindung von Psychoanalyse und Religion ist nicht neu. Der Zürcher Pfarrer Oskar Pfister handhabt sie in zahlreichen Schriften mit hoher Meisterschaft. Die katholische Kirche verfügt noch über ganz andere psychologische Festigkeiten. Sie hat auch den jahrtausendgeschärften Takt dafür, wann neue Bewegungen so weit ausgebraut haben, um von jenen unmerklich umschlossen werden zu können und sie in ungefährlichem Maße neu zu schwollen. Der Arzt Rhaban Lierz versucht in seinem Buche „Erziehung und Seelsorge“ (Kösel & Bustet, München) die Fruchtbarmachung der Psychoanalyse (hier nicht unglücklich als „Seelenaufschließung“ verdeutschlt) für katholische Erziehung, Seelsorge und Beichte. Wenngleich die Darstellung etwas wortreich und nicht allzu tiefdrückend ist, so wird doch die Aufgabe im wesentlichen zutreffend umrissen, nämlich das richtige Verhältnis von Aufschließen und Zusammenfügen zu finden, und hierfür einige praktisch nicht unfruchtbare psychoanalytische Ausdeutungen (und leise Umbiegungen?) christlich-katholischer Dogmen gegeben. Es ist nicht zu zweifeln, daß die katholische Kirche, soweit ihre Mäßigung der Ausschlagsweite der Problematik nicht deren lebendige Bewegung allzu sehr behindert, auf diesem Wege eine günstige Anpassung ihrer Erziehungsarbeit an Gegenwartsnöte finden kann.

Aufschließen und Zusammenfügen, ihr Verhältnis bleibt das pädagogische Problem. „Befreien und Binden!“ Unter diesem Titel veröffentlicht Jonas Cohn gesammelte pädagogische Aufsätze im Verlage von Quelle & Meyer in Leipzig. Mit vollem Bewußtsein knüpft er seine Arbeit an diese dialektische Grundstellung der Erziehung an, welche in jedem Schritte eben zugleich Befreien und Binden sein muß, und geht von da in die Einzelfragen hinein, überall von dieser klarerfaßten Grundproblematik aus ungeahnte Fruchtbarkheit aufschließend. Man muß wissen, mit welcher Könnerschaft der Verfasser die dialektische Methode handhabt (vergleiche hierfür seine „Theorie der Dialektik“, Leipzig 1923, Meiners), um sich einen Begriff zu machen, wie gar nicht sie eben als Methode hervortritt, wie sie, nur dienend und im Gegenstande selbst gebannt, dazu dient, den Reichtum der Erscheinungen aufzuhellen und zu durch-

formen, zu befreien und zu binden. So wenig wie andere Geistesgebiete ist das der Erziehung aus einem Grundprinzip aufzubauen. Ein solches Unterfangen kann zu energischen und blendenden Thesen führen, die aber nur so weit Tiefe und Kraft besitzen, als ihr Gegenteil irgendwie in ihnen unbewußt und perspektivisch mitgedacht ist. Hier ist es dagegen bewußt und ohne Verkürzung mitgedacht. Das führt zum Verzicht auf tönende Programme, auf glühende Systemvisionen, welche die Hälfte des Seins diktatorisch ins Nichts pressen — aber es bewahrt auch vor bloßen öden Parteimanifesten, welche so billig sind, weil sie einfach die ja für alle Stellungnahmen aufzufindenden Gründe aneinanderreißen unter Nichtachtung der Gegengründe, zugleich aber auch so uninteressant, weil sie im Grunde nichts anderes enthalten, als die Mitteilung des Verfassers, er habe sich entschlossen, jene zu berücksichtigen und diese zu ignorieren. Hier ergibt sich vielmehr aus der Allseitigkeit der Bejahung gegenüber allem Wirklichen und Wirkenden, soweit es eben wirklich und wirkend ist, eine reife Besonnenheit, welcher doch am gegebenen Orte tatkräftige Stellungswahl nicht fremd sein kann. Hierdurch wird die Fülle der Erscheinungen und Forderungen, in welcher in immer neuer Verkleidung die Grundpolarität von Befreien und Binden auftritt, schließlich doch gläubig zwischen den Rechten ihrer Prinzipien aufgeteilt. Es eröffnet sich so deren praktische Auswertbarkeit bis ins Kleinste; es wird so der unmittelbare Anschluß an den letzten Richter der Wissenschaft, die Wirklichkeit, erreicht.

Die Wirklichkeit der Erziehungslehre als Bewußtsein und Auswirkung ist der Erzieher; in ihm Befreien und Binden als Glaube und Tat, Einfühlung und Willen lebendig werden zu lassen, ist ihr bestes Ziel. Die Analyse des großen Erziehers oder, wo er zugleich Erziehungsphilosoph war, seine Selbstanalyse, sie ist es, die was dort gewissermaßen aus dem Wesen der Sache hergeleitet wird, lebendig durch die Einheit der Persönlichkeit lehrt. Es hat nur einen Erzieher von letztem Charisma gegeben, der zugleich ein kongenialer Denker seines Tuns war: Pestalozzi. (Rousseau als Ideologe großhartiger Einseitigkeit und Nationalität, insofern Romane, war als praktischer Erzieher unbrauchbar, worüber er sich nach vollem Fiasco auch klar war; seine Idee zeigt die Falschheit der unmittelbaren Anwendung, welche nach Simmel kein Einwand gegen ihre höhere Richtigkeit ist. Pestalozzi ist in seiner dialektischen Bewegung zwischen Idee und Wirklichkeit mehr germanisch.) In diesem Sinne zeigt ihn uns Fritz Ernst mit erkenntnisstarker Einlebung und treuer Nachformung in den Zeugnissen seines „Lebens und Werken“, die er als zweiten Band der dreibändigen Pestalozzi-Auswahl des Verlages von Orell Füssli in Zürich herausgibt.

Erich Brod.

Reihenbüchereien.

Die Berechtigung der Reihenbüchereien in handlichen, wohlfeilen Bänden ist heute unbestreitbar. Auch abgesehen von den jetzigen hohen Bücherpreisen — wer hat denn, offen gestanden, heute noch Muße, die breitschultrigen Gesamtausgaben, diese lederrprangenden Kettentruppen seiner Bibliothek, gemächlich durchzuackern, ohne daß er von Berufes wegen darüber brütet? Bis in der Heze des Tages nur der Entschluß zur Tat wird, einen der „Schweren“ herunterzuholen! Aber zwischen zwei vergebenen Stunden schnell nach einem Taschenbändchen zu greifen, das nicht ernstlich zu verpflichten scheint, keine Ansprüche an Zeitaufwand stellt — nur im Vorübergehen mal hineinzusehen, das läßt sich hören. Wie wundersam ist da oft der Sinn aufgetan einem gewaltigen Wort, einem packenden Liedklang. Unversehens erschließt sich tiefster Gehalt einem zweiten, einem dritten Blick, der fühl erst, dann immer wärmer die knappen Seiten hinuntergleitet.

Schon Avenarius hat sie eindringlich gefordert: Auswählen für unser überlastetes Geschlecht, die das Wesentliche zusammentragen aus unvergäng-

lichem Schaffen. Auf Avenarius, den großen Anreger, geht denn wohl auch der Plan der *Kunstwart-Bücherei* zurück, die unter der umsichtigen Leitung von Wolfgang Schumann nun Callwey tatkräftig fördert. Selbst neben Gesamtwerke stellt man sie gerne, die schlicht-würdigen Bändchen, deren Außeres ernste Gediegenheit schon in der broschierten Ausgabe bekundet und die noch in dem einfärbigen, schmucken Umschlag aus Pappe erstaunlich billig sind.

Auch in der Anlage der Bücherei wirkt der alte umfassende *Kunstwart*-gedanke fort, und es mußte ihr nur zum Vorteil ausschlagen, daß sie sich nicht auf die Leistung etwa eines Volkes, eines Kulturfreises festgelegt hat. So verspricht sie wirklich sich zu einer erlesenen Weltliteratur im kleinen auszuwachsen, die das Bedeutende aller Zeiten zu erhalten oder wieder zu erwecken strebt. Wie billig schöpft sie zuvörderst aus der deutschen Klassik, indem sie Gedicht, Novelle, Aufsatzfolge, auch die Abhandlung bevorzugt und dringt dann in ihren Nährboden, ins germanische Altertum, in die biblische und die griechisch-römische Antike vor. Auch nach dem indischen Osten wendet sie ihre Blicke, und mutig ehrt sie endlich auch das zeitgenössische Schaffen. Freilich, hier, wo sie zu unserer Zeit herabsteigt, fängt die Geschmacksfrage an brennend zu werden und darf es auch. Was aber von unumstrittenem literarischem Gut geboten wird, erfreut ausnahmslos durch kundige glückliche Auslese und wohl-durchdachte Einleitung. Den Erläuterungen und Einführungen ist überhaupt sorglichste Aufmerksamkeit zugewandt worden. Geschickt vermeiden sie jeden gelehrt Schein und sind bei aller Gedrängtheit doch tiefgründig, warm und wesentlich. Nicht umsonst haben Herausgeber und Verleger einen ganzen Stab angesehener Mitarbeiter des *Kunstwerts* ans Werk gerufen.

Bisher sind 40 Bändchen erschienen von rühmenswerter Vielseitigkeit der Inhalte und Standpunkte. Da mag jede literarische Vorliebe auf ihre Rechnung kommen. So sei denn die Eigenmächtigkeit zugestanden, mit der die im folgenden gekennzeichneten Nummern aus der Reihe herausgegriffen sind. Immerhin mögen sie doch eine nützbare Anschauung umreißen von Wert und Kulturstollen der ganzen Bücherei.

Den Reigen eröffnet ein Bändchen Goethe: „*Gedankenlyrik*“, diese aber durchaus nicht eng gefaßt; eine kostbare Sammlung, die Schumann um ein knappes, dabei aber außerordentlich tiefdringendes Nachwort bereichert hat; eine kleine Abhandlung über dichterisches Erleben im allgemeinen, die sich zweimal zu lesen verlohnt. Der zweite Band bietet eine Übertragung der *Portugiesischen Sonette* von Elizabeth Barrett-Browning, jenes wundervollen Zyklus bräutlicher Liebeslieder, die der Lyriker Hans Böhm in originalduftige deutsche Blankverse umgefühlt und geschrieben hat. In dieser schon vierten Ausgabe ist nun der englische Text dem deutschen gegenübergestellt, höchst willkommenerweise zu reizvollem Vergleiche lockend (den die Übersetzung aushalten kann!). Eine wahrhaft glänzend geschriebene biographische Einführung, die Böhm beigesteuert, weiß für die Dichterin zu begeistern. In zwei weiteren Bändchen (4 und 26) macht Leo Pold Weber uns mit russischer Prosa bekannt. Aus *Tschekow* und *Gogol* hat er, der Kenner russischer Landschaft und Sprache, selber auch ein gewiefter Erzähler, eine Anzahl kleiner Geschichten ausgewählt und in sein ferniges Deutsch überetzt. Und diese Erzählungen haben Leuchtkraft und Wucht, vor allem Gogols „*Erdgeist*“, der Weber besonders lag, ein hinreißendes Stück Phantasiekunst, in seiner Anschaulichkeit und Rundung darstellerisch wohl selbst Tolstojs Stärkstem überlegen. Die beiden Rosakenmären, auch von Gogol, die Weber im zweiten Teil seiner Übertragungen aus dem Russischen vorlegt, stehen dieser gewaltigen Leistung an erzählerischem Schwung und Zauber nur wenig nach.

Wieder in eine völlig andere, eine heimlich-herrliche Welt, führt Ernst Lissauer mit seiner trefflichen Auswahl „*Gedichte von Mörike*“. Die Einleitung, schlicht sachlich und doch anziehend, erfreut durch kritisches Abstandnehmen bei allem erwärmenden Hinweisen. Dieselben Vorzüge gedankenreicher Kürze und Eindringlichkeit zeichnen auch Lissauers Einführungen zu seinen Gedichtlesen von Kopisch und Lüning aus. Von jenem hat er einen kostlichen Strauß

heiterer Verse vereinigt, die dem unerschöpflichen Improvisator und schalkhaften Geisterbanner recht viele neue (junge!) Bewunderer zuführen mögen. Besonders dankenswert aber ist Lissauers *Qingbüchlein*. Ist es schon ein herzhaftes Vornehmen, durch dieses Dichters vielseitiges, aber auch sehr ungleichwertiges Werk zu den schönen und starken Stücken hinzudringen und diese zu sammeln, so verdient Lissauers überzeugte und überzeugende Fürsprache für den zu wenig bekannten Balladiker der Weltgeschichte erst recht Anerkennung. Das Bändchen sollten sich unsere Mittelschulen als Lese- und Lernstoff sichern. Für die lyrische Kunst der Droste-Hülshoff wirbt in der 9. Nummer Ferdinand Gregor mit seiner schönen einleitenden Studie über die herbe, leidenschaftlich-abgründige Dichtung der großen Westfälin. Sie blitzt von Kristallen, diese Liederlese, und kann in manche Mußviertelstunde ein Funkeln werfen. Dass in dieser Reihe auch der Poet Avenarius zu Worte kommt, ist nur recht und billig. Von ihm hat Wolfgang Schumann einen Band Gedichte zusammengestellt, wohl die erste größere Anthologie aus den verschiedenen Büchern des Kunstmärtbegründers, die man noch etwas reicher gewünscht hätte. Mag bisweilen das Gedankliche bei Avenarius stark mitsprechen, er ist doch ein Kopf, mit dem man gerne einen Weg geht.

Mit dem 12. Bändchen unternimmt es E. R. Fischer, Klopstocks „Messianas“ unserer Zeit wieder näher zu rücken, indem er aus dem Werk eine stattliche Zahl wirkungsvoller, von großer Raumanschauung getragener Stellen aushebt und durch Andeutung des Zusammenhangs verbindet. Vielleicht finden wir heute in lautem Lesen noch am ehesten zu Klopstocks Art zurück. Den ältesten Ahnen dieses religiösen Epikers, den Dichter des *Gilg amesch*, reiht Hermann Häffker in die Bücherei ein. Das Wagnis war verlockend, aber schwierig, und es ist geglückt. Den Text, der den Übersetzungen von Jensen, Ungnad und Jeremias folgt, ergänzt der Herausgeber, vorsichtig im Ausfüllen der zahlreichen Lücken, aber geschickt in den gedrängten Einführungen zu den zwölf Tafeln, mit einer erquickend frischen, geistvollen Erläuterung. Da wird der alte Babylonier in interessanteste Zusammenhänge hineingestellt und so auch dem Nichttheologen dies „Urgebirge menschlicher Geistes schöpfung“ faszinisch, ja fesselnd gemacht. Häffker hat in zwei weiteren Bänden (30 und 35) auch ausgewählte Stücke aus dem *Alten Testamente* neu übersetzt: knappe Bearbeitungen, in die zwei Teile „Väterzeiten“ und „Historia“ gegliedert. Recht so, daß dem Gebildeten unserer Zeit, der sich so gern seiner Vorurteilslosigkeit röhmt, dabei aber oft genug in harmlosester Unkenntnis, ja Verkenntnis des verbreitetsten Buches der Menschheit verharrt, die alten, doch nicht veralteten Schriften von immer neuen Gesichtspunkten aus nahe gebracht werden. Ohne geschichtliche, auch religionsgeschichtliche Deutung und entschiedene Abwendung vom geläufigen Text geht es dabei allerdings nicht ab. Deshalb wagt Häffker hin und wieder eine „keck unwörtliche“ Redewendung, die den Bericht in ein neues Licht stellt, so weise er sich sonst der Führung berufener Fachleute überlässt. Sehr lebenswert sind aber vor allem die erstaunlich selbständigen, doch gar nicht einseitig kritischen Erläuterungen, die er seinen sorglich gewählten Textproben als willkommenen Anhang befügt. Das römische Altertum vertritt Properius. Den 25. Band füllte Otto Apelt mit einer reichhaltigen Auswahl. Elegien des feurigen jungen Römers, für deren Übertragung er das durch Goethe berühmt gewordene Distichon wählt (schade, daß der lateinische Text nicht mitgegeben ist!). Und auch der verdeutschte Properz wird sich heute bewundernde Freunde machen, Goethe hat nicht umsonst die Knappheit, die leidenschaftliche Empfindung seiner Liebeslyrik so bevorzugt.

Selbstverständlich wird auch der germanischen Frühzeit gedacht. Ruthur und Beate Bonus setzen sich für sie ein, beide Verfasser bekannter Isländerbücher. Im 16. Band gibt Bonus ein ungewöhnlich interessantes Stück Prosa der alten Isländer. „Schwan“ nennt der Übersetzer diese „Geschichte von den Verbrüdern“, eine auch in dem reichlich verwendeten Dialog ganz naturalistisch gehaltene Saga von humoristischer Wirkung, eine ziemlich seltene Erscheinung in der altnordischen Literatur. Anderer, ernster Art ist dagegen

die „Geschichte von Heming“, die Beate Bonus im 23. Bändchen vorlegt, eine heldische Sage, die alle Vorzüge der isländischen Erzählungskunst aufweist: knapp, verhalten, voll gewaltiger innerer Spannung. Und bedeutsam auch die Zeit, in die wir da versetzt werden. Der Kampf um England und die Schlacht von Hastings bilden im Handlungsverlauf die Höhepunkte. Hier haben wir zweifellos eine der schönsten Isländersagas vor uns, die je übersetzt worden sind.

Eine eigenartige und gehaltvolle Anthologie hat wieder Hans Böhm, in mehreren Teilen schon, gegeben mit dem Ziel, „Das Lebensgefühl der letzten vier bis fünf deutschen Generationen durch Proben aus der Dichtung anschaulich zu machen“, wie er im Vorwort ankündigt. Die beiden ersten Sammlungen („Gedankenichtung der Früh- und der Spätromantik“) lassen sich nicht so leicht hin durchfliegen, aber den unverdrossnen Leser belohnt ein überraschender Gedankenreichtum. Zumal von Hölderlin und von Friedrich Schlegel sind im 27. Bändchen prächtige Aphorismen zusammengeflossen, die im besten Sinne modern anmuten. Die Auswahl der „Deutschen Barocklyrik“ (Band 37), die man wohl am gespanntesten in die Hand nimmt, lässt neben dem ewig jungen Angelus Silesius manche blütenzart gelungene lyrische Kostbarkeit entdecken. Hervorzuheben sind aber auch die vorzüglich unterrichteten und unterrichtenden, dazu feingeschliffenen Einleitungen.

Und wenigstens genannt sei endlich noch der Doppelband (39 und 40) einer Herder-Auswahl, die Joseph Bernhart besorgt hat. Einer „ersten Begegnung“ mit dem „Unerhörlichen“ will sie dienen. Und diese Begegnung ist fruchtbringend, man mag in diesen von Tieffinn trächtigen Bruchstücken blättern, wo man will.

So quillt in der bedachtlos herangereisten Kunstwart-Bücherei eine erquickliche Fülle der nachhaltigsten Anregungen, dargeboten in angenehm zur Hand liegender Form von Taschenbüchern, ein Unternehmen, das regste Beachtung verdient.

Arnold Büchi.

Verzeichnis der in diesem Heft besprochenen Bücher.

- Bartsch, Rudolf Hans: Das Glück des deutschen Menschen; Staackmann, Leipzig, 1927.
- Brandt, Rolf: So sieht die Weltgeschichte aus; Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg.
- Cohn, Jonas: Befreien und Binden; Quelle & Meyer, Leipzig.
- Ernst, Fritz: Leben und Wirken Pestalozzis; Orell Füssli, Zürich.
- Fain, Baron: Neun Jahre Napoleons Sekretär; Trowitsch, Berlin.
- Heider, Albert: Die Kampagne im Sundgau 1914; Bielefelds Verlag, Freiburg.
- Inglin, Meinrad: Wendel von Euw; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.
- Kunstwart-Bücherei; Callwey, München.
- Lierz, Rhaban: Erziehung und Seelsorge; Kösel & Pustet, München.
- Louise von Coburg: Throne, die ich stürzen sah; Amalthea, Zürich.
- Poccia als Simplizissimus der Romantik; Hugo Schmidt, München.
- Rodzjanko, M. W.: Erinnerungen; Hobbing, Berlin.
- Schmid, Hans: Spaziergänge ins Tessin; Huber, Frauenfeld.
- Stirner, Max: Das unwahre Prinzip unserer Erziehung; Verlag für freies Geistesleben, Basel.
- Wilhelm II: Aus meinem Leben; Koehler, Berlin.

Mitarbeiter dieses Heftes:

Wilhelm Schüle, Ing., Bern. — Samuel Schaffner, stud. oec. publ., Genf. — Dr. Heinr. Alfred Schmid, Prof. für Kunstgeschichte an der Universität, Basel. — Dr. Hector Ammann, Aarau. — Dr. Karl Fuchs, Wien. — Dr. Eugen Curti, Zürich. — Eugen Wegmann, Bankangestellter, Zürich. — Dr. Hans Kaschle, Baden. — Dr. Eugen Bircher, Aarau. — Max Triniger, Kunstschriftsteller, Bern. — Erich Brod, München. — Arnold Büchli, Aarburg.

Neu-Eingänge von Büchern:

- Fülöp-Miller: Lenin und Gandhi; Almalthea-Verlag, Zürich, 1927; 306 S.
- Heider, Albert: Die Kampagne im Sundgau 1914 im Lichte der französischen Armee-Akten; Bielefelds Verlag, Freiburg i. Br., 1927; 88 S.; M. 2.
- Wohl, Heinrich: Reichsverfassung und Versailler Vertrag; Mohr, Tübingen, 1927; 26 S.; M. 1.50.
- Schweinitz, General v.: Denkwürdigkeiten; Hobbing, Berlin, 1927; 2 Bde.; 444 und 479 S.
- Tayser, Friedrich v.: Das jugoslawische Problem; Mittler, Berlin, 1927; 120 S.; M. 3.80.
- Wahl, Adalbert: Deutsche Geschichte 1871—1914; Bd. I; Köhlhammer, Stuttgart, 1926; 717 S.; M. 18.

* * *

- Amundsen-Gsworth: Der erste Flug über das Polar-Meer; Grethlein, Zürich, 1927; 258 S. u. zahlr. Abbildungen.
- Dürck, Johanna: Die Psychologie Hegels; Haupt, Bern, 1927; 76 S.; Fr. 3.
- Fischer, Hans: Die Mediziner, der Bund und die schweizerischen Gymnasien, Ein Rückblick auf 7 Jahre schweizerischer Maturitätskämpfe; Francke, Bern, 1927; 234 S.; Fr. 4.80.
- Niel, Erwin: Der Arzt und seine Sendung; Lehmann, München, 1927; 182 S.; M. 4.
- Mäder, R.: Katholische Aktion; Verlag Nazareth, Basel, 1927; 143 S.
- Saizew, Manuel: Horizontal und Vertikal im Wandel der letzten Jahrzehnte; Gustav Fischer, Jena, 1927; 36 S.
- Singer, Kurt: Platon; Beck, München, 1927; 264 S.

* * *

- Grieg, Nordahl: Und das Schiff geht weiter, Roman; Grethlein, Zürich, 1927; 227 S.
- Kind, G. Hans: Hermann Ef, Roman; Haessel, Leipzig, 1927; 516 S.; M. 4.
- Krüger, Herman Anders: Die sieben Räudel, Roman; Grethlein, Zürich, 1927; 588 S.
- Mehrink, Gustav: Der Engel vom westlichen Fenster, Roman; Grethlein, Zürich, 1927; 441 S.
- Wiegler, Paul: Geschichte der Weltliteratur; Ullstein, Berlin; 515 S. u. 144 Abb.
- Zimmermann, Werner: Der ehrne Ruf, Novelle; Jordi, Belp; 40 S.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hans Dohler. Schriftleitung: Zürich, Stein-haldenstraße 66. — Druck, Verwaltung und Versand: A.-G. Gebr. Leemann & Cie. Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsrechte vorbehalten.